

Verfehmt.

Roman von H. Arnfeld.

(17. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Zwölftes Kapitel

„Zu solltest dich niederlegen, Otto, du siehst furchtbar angegriffen aus!“ sagte Dr. Bengler, der nach der Entfernung der anderen Herren noch bei ihm und bei Frau Jafobea zurückgeblieben war, und diese stimmte ihm eifrig bei.

„Sie haben vollkommen recht, Herr Doktor. Wenn Freund Schroda es noch lange so treibt, dann wird er sich eine schwere Krankheit zuziehen. Er hat weder geschlafen noch gegessen, obwohl ich zu Mittag für ihn ganz leichte, bekömmliche Speisen habe bereiten lassen, wie sie sich für einen Menschen mit leidendem Gemüt eignen.“ Schroda ergriff ihre Hand und drückte sie.

„Sie tun so unendlich viel für mich, Frau Gerboth, ich kann Ihnen gar nicht genug dankbar sein. Haben Sie Geduld mit mir, der Schlag ist hart und kam zu plötzlich, ich kann mich davon kaum wieder erholen. Und auch gegen mein armes Kind üben Sie Nachsicht. Ich weiß gar nicht, was in die Kleine gefahren ist. Wie ich gehört habe, soll sie schon wieder einen unangenehmen Auftritt gemacht haben.“

Frau Gerboth winkte beschwichtigend mit der Hand. „Lassen Sie sich das nicht ansehen, lieber Herr Oberlehrer. Das arme Mädchen ist aus dem Geleise. Wir wissen ja alle, was es heißt, eine Mutter zu verlieren! Aber sie wird sich schon wieder zurechtfinden und einsehen, daß ich es gut mit ihr meine.“

„Nege dich darüber jetzt nicht auf, Otto, das wird sich alles finden!“ mahnte auch Bengler, aber das Herz tat ihm weh bei dem Gedanken an das arme Mädchen, das allem Anschein nach der Barmherzigkeit der Frau Gerboth anheimgefallen war,

mußte er doch, was ein anderes, ihm teures Wesen darunter litt. Diese Betrachtung gewaltsam abschüttelnd, fügte er hinzu: „Komm jetzt, ich führe dich in dein Schlafzimmer.“

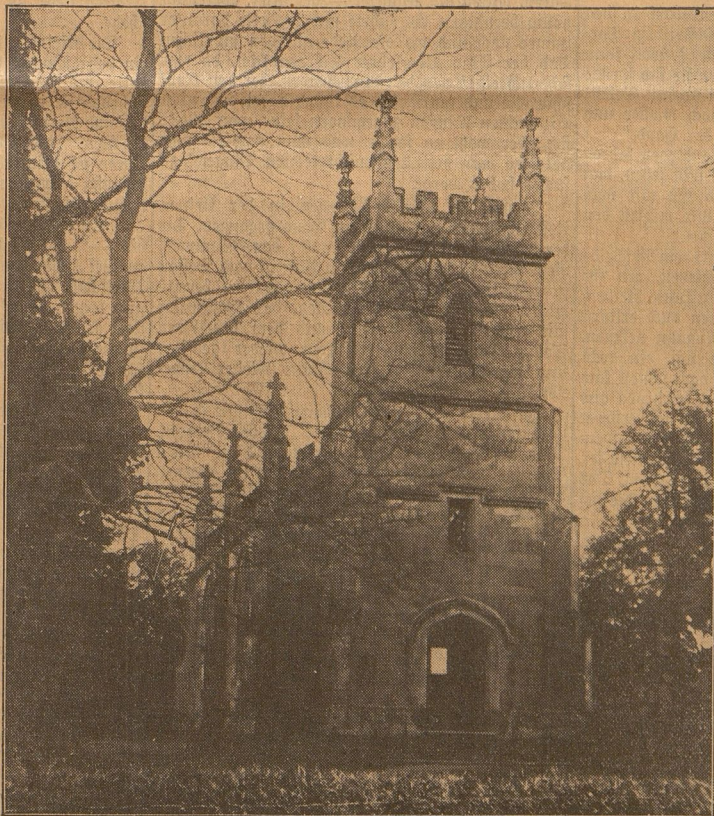
Er bot Schroda den Arm und wollte mit ihm nach dessen Schlafzimmer gehen, aber Frau Gerboth vertrat ihm den Weg und sagte mit schämigem Eröden: „Verzeihen Sie, Herr Doktor, des Herrn Oberlehrers Schlafzimmer ist noch nicht wieder hergerichtet, ich muß bitten, daß er noch bei mir oben fürtlieb nimmt. Die Zimmer sind da

und es macht mir nicht die geringsten zeitraubenden Umstände.“

Es blieb Bengler nichts übrig, als ihr zu willfahren, aber es verursachte ihm doch ein recht unangenehmes Gefühl.

„Es wird mir schwer, Louise noch länger unter diesem Dache zu lassen,“ murmelte er, als er das Gerboth'sche Haus verließ und seiner Wohnung zuschritt. „Gott sei Dank, es wird ja nun nicht mehr lange währen.“

Das Werk eines einzigen Maurers.



Die Kirche in St. Michael in England.

Eine Kirche, die von einem einzigen Mann erbaut ist, befindet sich in dem englischen Flecken St. Michael bei Godenry. John Green, ein Maurer, legte den ersten Stein hierzu im Jahre 1810, und sieben Jahre später war die Kirche vollendet. Während dieser Zeit arbeitete er ohne jede fremde Hilfe, und so ist die Kirche tatsächlich das Werk seiner eigenen Hände. Die Kirche wird heute als Kuriosität viel besucht und bewundert, und aus dem geforderten Eintrittsgeld fließt der Gemeinde alljährlich eine ansehnliche Summe zu.

Wie Geheimrat Sonnenfeld vorhergesagt, hatte die chemische Untersuchung der inneren Teile des armen, schnell hingestorbenen Malchens kein anderes Ergebnis geliefert. Man hatte durchaus nichts gefunden, was als Todesursache anzusehen gewesen wäre und stand nach wie vor einem unlöslichen Rätsel gegenüber.

Die öffentliche Meinung, der die Neugierde schnell genug unterbreitet ward, vermochte sich damit gar nicht recht abzufinden. Keine Todesursache finden, wo der Tod so plötzlich, so gewaltsam eingetreten war! Stellte die Wissenschaft sich damit nicht ein gewaltiges Armutszeugnis aus? Man mußte sich dabei beruhigen und bezeugte der vorzeitig Gestorbenen keine Teilnahme, indem man in der einen oder der anderen Weise sich an dem Begräbnis beteiligte. Der Sarg verschwand unter der Fülle der Kränze, Blumenkreuze, Palmenzweige und Sträuße, in einigen Wagen mußten andere dem von einem unabsehbaren Gefolge geleiteten Leichenwagen nachgefahren werden. Der Kirchhof, auf dem die Beisetzung stattfand, faßte kaum die Zahl der Leidtragenden, denn Leute, die das arme Malchen gar nicht gekannt, die mit Schroda noch niemals ein Wort gewechselt hatten, hielten darauf, als Leidtragende und nicht als neugierige Zuschauer erschienen zu sein. Das Lehrerkollegium des Gymnasiums mit dem Direktor an der Spitze war vollzählig zur

Stelle, Offiziere, Beamte und Bürger aller Stände hatten sich eingefunden: Christian Pfannenberg hätte sich in den Ehrungen, die seiner Schwester nach ihrem Tode erwiesen wurden, sonnen können, wenn dem guten Manne danach zu Sinne gewesen wäre.

Frau Gerboth hatte die Begleitung ihrer Nichte nach dem Friedhofe ausdrücklich gefordert, weil nur diese mit dem unbotmäßigen kleinen Mädchen auszukommen vermochte. Sie sollte das auch in anderer Hinsicht als recht vorteilhaft empfinden. Sie war in der Erwartung gekommen, daß man die Beileidsbezeugungen mit an sie richten und sich bei ihr nach dem Hergang des traurigen Ereignisses erkundigen werde, und hatte sich dafür die Worte und die Mienen ebenso zurecht gemacht, wie ihre elegante Trauerkleidung mit dem im Rücken lang herabwallenden schwarzen Crepefchleier. Zu ihrem unliebamen Erscheinen kam jedoch niemand an sie heran, nur Frau Geheime Hofrat Wengler und deren Tochter begrüßten sie im Vorübergehen und allem Anschein nach geschah das mehr um Louises als um ihretwillen. Schroda war von den Kollegen umringt, und sie würde ohne die Anwesenheit der Nichte ganz vereinsamt gewesen sein.

Eine Begegnung, die sie noch hatte, trug auch nicht gerade zur Verbesserung ihrer Stimmung bei. Der Agent Wollweide, der sich ebenfalls als Leidtragender auf dem Kirchhof eingestellt hatte, zog tief den Hut vor ihr und machte dazu eine leidvolle und gleichzeitig verständnisvollende Miene, wie es wohl die einander begegnenden Augen genau haben mögen. Ein unbeagliches Gefühl beschlich sie. Es kam ihr vor, als nehme der Mann sich eine ihm nicht zukommende Vertraulichkeit heraus, und sie bedauerte, sich mit ihm eingelassen zu haben.

Gleich darauf aber warf sie den Kopf in den Nacken und murmelte für sich: „Das ist ja Torheit. Was will mir der Agent tun? Was kann mir überhaupt jemand tun? Mögen sie sich spröde gegen mich verhalten, bei der ersten großen Gesellschaft, die ich gebe, kommen sie doch wieder und fressen mir wie ein Hindchen aus der Hand.“

„Die Zeremonie ist vorüber, die Wagen fahren vor.“ wandte sie sich an Luise, „ich will sehen, daß ich mich Schrodas bemächtige und ihn mit nach Hause nehme, hole du das Kind, wir müssen den kleinen Unband doch mit heimbringen.“

Luise gehorchte, kehrte aber mit dem Bescheide zurück, Lieschen weigerte sich entschieden, mit ihr zu kommen, sie wolle bei Onkel und Tante bleiben. Herr und Frau Pfannenberg hätten auch erklärt, sie wollten die Kleine mit nach Raguhn nehmen.

Frau Gerboths Stirn faltete sich, ein recht böses Wort trat auf ihre Lippen, doch schnell kam das süßlich-traurige Lächeln wieder. Schroda und Pfannenberg traten gleichzeitig zu ihr und ersterer setzte sie davon in Kenntnis, daß er mit seinem Schwager und dessen Frau übereingekommen sei, ihnen Lieschen für einige Wochen mitzugeben. Das Kind sei gar zu erregt und sollte erst über die gehabten traurigen Eindrücke hinwegkommen.

Frau Gerboth wiegte den Kopf und erwiderte, das Tuch an die Augen pressend: „Ich glaube, es ist so das beste. Ich hätte ja gerne an dem armen, lieben Kinde Mutterstelle vertreten, aber es scheint mir auch, daß sie in Raguhn schneller wieder ins Gleichgewicht kommen wird.“

In ihrem Herzen beglückwünschte sie sich, daß sie von der Gegenwart des Störenfriedes befreit sei, und empfand eine Art Triumph, als es ihr gelungen war, Schroda zu sich in den Wagen zu spebieren.

„Schroda fährt mit der Gerboth,“ sagte die Geheime Hofrätin Wengler kopfschüttelnd, als sie mit dem Sohn und der Tochter im Wagen saß, der dem vorauffahrenden folgte.

„Mit wem sollte er sonst fahren? Sie sind ja Hausgenossen,“ erwiderte Ludwig.

„Aber es gehört sich nicht,“ versetzte die alte Dame mit Lebhaftigkeit. „Man müßte allen Matzsch vermeiden, der sich ohnehin breit genug machen wird.“

„Ich werde suchen, recht viel mit ihm zusammen zu sein, und ihn auch, jowiel es nur angeht, zu uns ins Haus zu bringen,“ versprach der Sohn. Er wie die Mutter waren betroffen, als Julie, die bisher das Gesicht hinter dem Schleier verborgen, schweigend in der Wagenec gelehnt hatte, aufsprang und angstvoll rief: „O nein, nein — das nicht!“

„Aber warum nicht?“ fragten Mutter und Bruder gleichzeitig.

Sie antwortete nicht sogleich und bemühte sich, den rechten Ausdruck zu finden, dann brachte sie stockend hervor: „Ihr dürft mich nicht mißverstehen, aber mir graut vor Schroda!“

„Kind!“ fuhr die Geheime rätin auf, „du kannst unmöglich glauben“

„Ich glaube, ich vermute nichts Böses,“ erwiderte sie, das Tuch an die übertrömenden Augen drückend, „aber es verfolgt mich wie ein Gespenst, was der Mann zu mir geredet hat, während seine arme Frau schon mit dem Tode rang. Ich komme mir wie eine Verbrecherin vor!“

Die Mutter nahm sie in die Arme. Ludwig sprach losend und tröstend auf sie ein, und so gelangten sie nach Hause.

Sie waren nicht die einzigen, die in großer Bewegung den Kirchhof verlassen hatten; es gab noch viele andere, die sich über den plötzlichen aufgefällten Todesfall nicht zu beruhigen vermochten. Während Malchen Schroda still in ihrem frischen Grabe lag, ward viel und lebhaft darüber getritten und prophezeit, die Sache sei noch nicht zu Ende und werde ein Nachspiel haben.

Monate waren vergangen. Malchen Schrodas Grab auf dem Kirchhof in Dessau lag unter einer dichten, weißen Schneedecke, und die Wogen der Erregung, die nach ihrem Tode recht hoch gegangen waren, hatten sich geglättet — geglättet, aber nicht völlig beruhigt. Es gährte und brodelte darunter immer noch und wo die Rede auf den plötzlichen Tod der Frau Oberlehrer Schroda kam, da war sicherlich einer von den Anwesenden, der den Kopf schüttelte und murmelte, es könne dabei doch nicht mit rechten Dingen zugegangen sein; man hütele sich aber wohl zu sagen, was man damit meine oder wo man nach den „nicht rechten Dingen“ zu suchen haben werde.

Inzwischen war das Leben in der kleinen Residenz seinen gewöhnlichen Gang gegangen. Die herzogliche Familie war aus den Sommerresidenzen in Ballenstedt und Wörlitz nach Dessau zurückgekehrt, die Gesellschaften hatten bereits wieder ihren Anfang genommen, das Hoftheater mit einigen neuen Kräften und dem bewährten Sommerpersonal seine Pforten wieder geöffnet und die Abonnenten ihre Plätze wieder eingenommen.

Zu diesen Abonnenten gehörte auch wie in den vorausgegangenen Wintern Frau Jakobea Gerboth. Man sah sie fast an jedem Spielabend auf ihrem Sperrstich und sie hatte stets in der ihr eigenen Weise sorgfältige und etwas eigentümliche Toilette gemacht. Noch immer trug sie schwarze Kleidung, wenn sie derselben auch durch weißen Aufputz und Schmuckstücke den ganz düsteren Charakter zu nehmen wußte. Es fehlte nicht an böshaftern Zungen, die da meinten, Frau Gerboth werde so lange Trauer um ihre Vorgängerin tragen, bis sie deren Platz voll und ganz ausgefüllt haben würde.

Daß dieses Ereignis eintreten werde, sobald der Anstand dem Oberlehrer Dr. Schroda eine zweite Heirat nur gestattete, darüber gab es fast nur eine Stimme, und das allgemeine Urteil lautete: der gute Mann werde nicht anders können, wenn er auch wolle. Nicht er sei der Heiratende, sondern er werde von der resoluten Witwe geheiratet und befinde sich bereits so völlig in ihren Händen, daß er nicht mehr loskommen könne.

Schroda hatte seine Wohnung im Erdgeschloß des Gerbothschen Hauses wieder bezogen, d. h. er schlief dort, aber in einem anderen Zimmer, als in dem, in welchem seine Frau gestorben war, und nahm dabelst auch sein erstes Frühstück ein, das ihm die Magd bereiteite. Alle anderen Mahlzeiten

aß er an Frau Gerboths Tisch, der insolge dessen weit reichlicher und besser bestellt wurde, als das sonst der Fall gewesen war. Es wurde auch im Speisezimmer und mit besserem Geschirre gedeckt, die anderen Zimmer wurden ebenfalls täglich geheizt, kurz, Frau Jakobea's Leben hatte eine völlige Umgestaltung erfahren.

Schroda hatte nach Verlauf der ersten Trauertage wieder seinen selbständigen Haushalt führen wollen, war aber mit diesem Vorhaben bei Frau Jakobea auf sehr entschiedenen Widerstand gestoßen.

„Machen Sie doch keinen Unfinn,“ hatte sie hinzugefügt, als er sich gesträubt, das anzunehmen, „was wollen Sie denn anfangen? Sie sind durch Ihre liebe selige Frau sehr verwöhnt!“ — sie brachte das Taschentuch an die Augen, wie immer, wenn sie von Malchen sprach — „und die Magd versteht nicht, für Sie zu kochen. Wollen Sie etwa zur Table d'hôte in den „Beutel“ oder in den „Hirsch“ gehen?“

Schroda hatte eine Bewegung des Entsetzens gemacht. Der Gedanke, mit fremden Menschen zu speisen, die Blicke Neugieriger auf sich gerichtet zu sehen, die Unterhaltung, und die Witze von Wein- und Zigarrenrauchernden mit anhören zu müssen, war ihm fürchterlich erschienen und lächelnd hatte sie gesagt:

„Na, da sehen Sie ja selbst, daß es nicht anders geht. Sie müssen schon mit meiner Küche fürlieb nehmen, und wollen Sie durchaus nicht mein Gast sein, dann mögen Sie es mir bezahlen, ich werde Ihnen meine Rechnung schon machen.“

„His Lieschen kommt,“ hatte er einwilligend geantwortet, und Frau Gerboth zustimmend dazu genickt, sich aber vorgeonnen, alles, was in ihren Kräften stehe, zu tun, daß dies nicht so bald geschehe.

Die Kleine hatte sich mit den Pflageeltern noch ein paar Wochen bei ihnen in Dessau aufgehalten, hatte sich aber so ungebärdig benommen, daß Schroda sie ihnen gerne wieder mitgegeben hatte, da seine Nerven Aufregungen nicht zu ertragen vermochten. Noch schlimmer war es geworden, als der Vater sie heimgeholt. Er hatte sie wieder nach Raguhn bringen müssen, und sein Schwager hatte endlich gesagt:

„So laß uns doch das Kind hier, Otto, bis — bis —“ er verschluckte den Nachsatz und sprach weiter: „Was die ist und braucht, das ist in einer Wirtschaft wie bei uns doch nicht der Rede wert, und lernen kann sie jetzt in der Schule hier auch noch genug. Später kannt du sie dann in Dessau in die höhere Töchterschule schicken, denn sie muß freilich gebildet werden, als meine arme Schwester war!“

Schroda hatte auf die letzte Bemerkung nicht geantwortet, sondern nur seinem Schwager dankend die Hand gereicht. Lieschen war in Raguhn geblieben und es war nicht weiter die Rede davon gewesen, daß sie wieder nach Dessau kommen sollte.

Jetzt stand das Weihnachtstfest nahe bevor, und Schroda hauste noch immer einsam in der Wohnung, oder vielmehr, er hauste nicht darin. Er war nur in seinem Arbeitszimmer zu finden, wenn er die Korrekturen der Arbeiten seiner Schüler zu besorgen oder Berichte und dergleichen zu schreiben hatte. Irgend eine wissenschaftliche Abhandlung vorzunehmen oder ein Werk wissenschaftlichen Inhalts zu lesen, wie ihm Wengler wiederholt anriet, dazu fehlte ihm die Willenskraft. Mehr mechanisch als vom Geist erfüllt, besorgte er die Obliegenheiten seines Amtes und brachte seine meiste freie Zeit bei Frau Jakobea zu, nicht gerade, weil er sich sehr wohl in ihrer Nähe fühlte, sondern weil es ihm zur Gewohnheit geworden war. Zuweilen, wenn er sich aufrückelte, erschien ihm die immer freundliche, wie vorjünglich bedachte Frau wie eine große Spinne, die ihn, die arglos herbeigeslogene Fliege, in ihr Netz gesponnen hatte und ihn nicht wieder losließ.

Frau Jakobea hätte mit der Gestaltung der Dinge eigentlich zufrieden sein können, aber sie war



weit entfernt, dies zu sein. Ihrem unruhigen Geist ging alles viel zu langsam. Sie hatte es doch selbst mit angesehen, wie unglücklich sich Schroda mit seiner ungebildeten, kleinstädtischen Frau gefühlt, wie sie einem Alp gleich auf ihm gelastet hatte. Und nun dieser Alp von ihm genommen war, atmete der Mann nicht auf, sondern betrauerte sein Mädchen, als sei ihm mit ihr die heiligste Liebe gefährt ins Grab gelunken.

Glückliche Wochen nach dem Tode hatte sie sich das gefallen lassen, die Möglichkeit des Ereignisses und auch die Rücksicht auf die Welt hatten sein Verhalten erklärlich gemacht. Nun aber war mehr als ein Vierteljahr seitdem dahingegangen, Schroda war ihr Tischgenosse, er brachte viele Abende in ihrer Gesellschaft zu und verharnte noch immer in seiner strengen Zurückhaltung, zeigte ihr nie eine andere Miene, als die des höflichen, dankbaren Mannes.

Sie glaubte, er fühle sich bedrückt durch Luise's Nähe, deren Gegenwart bei den Mahlzeiten nicht zu vermeiden und auch sonst nicht immer auszuschließen war, und sie sann nun auf allerlei Vorwände, die Richte zu entfernen, schenkte ihr sogar zuweilen ein Theaterbillet, erlaubte ihr, einen Abend bei Wenglers zuzubringen, aber es half nichts. Schroda blieb so zurückhaltend wie zuvor und Frau Jakobea geriet mehr und mehr in die unbehaglichste Stimmung.

Anderere Dinge kamen hinzu. Sie war gewohnt, eine rege Gesellschaft zu pflegen, und sah sich durch Schrodas Trauer verhindert, Einladungen zu erlassen; was ihr aber noch viel unangenehmer war — man lud sie auch nicht ein. Sie war zwar immer mehr die Gebende als die Empfangende gewesen und hatte öfter Gäste bei sich gesehen, als sie ausgegangen war. Jetzt aber war es wie abgeschnitten. Es schien, als hätten die Bekannten sich verabredet, sie nicht mehr einzuladen, und es konnte ihr auch nicht entgehen, daß man, wo man mit ihr zusammentraf, sich recht kühl gegen sie verhielt.

Es war der Frau Jakobea durchaus nichts nachzulagen, democh hatte niemand recht Lust, sich tiefer mit ihr einzulassen. Es war etwas Unheimliches um sie verbreitet, und sie hatte nicht den Mut, allen diesen Kundgebungen zu trotzen, so oft sie sich das auch vorgenommen hatte. Dagegen beschloß sie, Schroda gegenüber mehr und mehr aus der Kezerve herauszutreten.

„Er wagt es nicht! Er sieht in mir die etwas Ältere und vdr allen Dingen reiche Frau, da wagt er es nicht!“ sagte sie sich. „Es wird nichts helfen, ich muß ihm ein wenig Mut machen.“

„Er scheint gar nicht zu wissen, daß ihm durch den Tod seiner Frau 30 000 Mark aus der Lebensversicherung zugefallen sind, hat er mir doch selbst gesagt, er habe sich noch nicht überwinden können, an den Schreibtisch der Verstorbenen zu gehen. Ob ich ihm einen Wink gebe oder Wollweide veranlasse, dies zu tun?“ überlegte sie, besann sich aber, daß es besser sei, wenn sie davon bliebe.

„Ich brauche von der Geschichte nichts zu wissen und überlasse es lieber Wollweide, Schroda die Anzeige zu machen, wundere mich nur, daß er es nicht schon getan hat.“ schloß sie ihr Selbstgespräch.

Sie machte reiche Einkäufe für Weihnachten und beabsichtigte, Schroda kostbar und in einer Weise zu beschenken, durch die ihm, wenn er überhaupt noch im Unklaren war, die Augen geöffnet und die Worte der Erklärung auf die Lippen gelegt werden mußten. Zu ihrer sehr unangenehmen Ueberraschung erklärte er ihr, er habe seinem Freunde Wengler versprochen, den Abend in dessen Familie zuzubringen.

„Aber wie konnten Sie das tun?“ fragte sie, ihren Jörn mühsam beherrschend. „Sie verderben mir die ganze Freude. Ich hatte mir vorgenommen, Bleschen kommen zu lassen und Sie damit zu überraschen.“

„Es ist gut, daß Sie es nicht getan haben,“ antwortete er, „das arme Kind würde am ersten Weihnachtsabende nach dem Tode der Mutter hier sehr unglücklich gewesen sein und ist bei Onkel und Tante und deren Kindern viel besser am Plage.“

Sie suchte die Achseln. „Meinetwegen! Aber daß Sie mich am Christabend so ganz allein lassen können, das hätte ich nicht von Ihnen erwartet!“ Ihre Augen füllten sich mit Tränen, die diesmal echt waren.

„Ich hatte nicht annehmen können, daß Sie am heiligen Abend zu Hause sein würden,“ entschuldigt er sich. „Im vorigen Jahre waren Sie zu der großen Bescherung des Frauenvereins, der auch die Frau Herzogin bewohnte, und sagten, Sie täten das immer und blieben später mit etlichen Damen des Vereins zum Tee und Abendbrot beisammen.“

„Das habe ich allerdings immer so gehalten,“ erwiderte sie, heftig weinend, „aber in diesem Jahre habe ich abgesehen, ich wollte Sie nicht allein lassen.“

„O, das tut mir unbeschreiblich leid!“ rief Schroda betreten. „Aber das wird sich ja wieder ändern lassen. Man wird sich freuen, wenn Sie anzeigen, daß Sie nun doch noch kommen.“

„Nein, nein, das kann ich nicht!“ antwortete sie mit Bitterkeit, denn sie hatte nicht abgesehen, sondern keine Aufforderung zur Teilnahme erhalten. „Was sollte man da von mir denken! Und Luise hatte ich schon erlaubt, am Abend auszugehen.“

(Fortsetzung folgt.)

Die junge Exzellenz.

Roman von Georg Hartwig.

(32. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Ich danke, Ew. Hoheit, für diesen neuen Gnadenbeweis, der mich immerdar anspornen wird, dem Wohle anderer meine eigenen Wünsche unterzuordnen. Ich danke Ew. Hoheit für das unausgesprochene Zeugnis, daß ein geistig und sittlich so hochstehender Mann, wie der Herzog, seine Liebe nie an ein seiner unwertes Mädchen verschenten konnte. — Aber,“ fügte sie tiefatmend hinzu, ihre Hände ineinander drückend, „wenn E. Hoheit meine Einwände alle angeführt hat, so wird er auch den triftigsten nicht vergessen haben.“

Die Herzogin streckte wieder ihre Rechte aus. „Angesichts eines Mannes, der bereit war, seinem Rang und Namen zu entsagen aus Liebe für Sie, ist dieser Einwand null und nichtig, um nicht zu sagen, töricht. Es wird Ihnen unbenommen sein, die Frauenfrage im Auge zu behalten, wie ich es tue, und Ihrer mitwirkenden Tätigkeit eine Nachfolgerin zu geben. — Der Herzog wird für Sie den Rang einer Freifrau nach dem Namen eines seiner Güter beanspruchen. Er wird —“

„Er wird,“ fiel Lina mit erglühendem Antlitz ein. „Weisen und Gedanken seiner Gattin allein und ganz ausfüllen wollen, und das — das, Ew. Hoheit, kann ich nicht gewährleisten. Ich habe es im entscheidenden Moment gefühlt, ich fühle es wieder, dieses Gefühl täuscht nicht, es ist eine Warnung.“

„Warnung? Wovor?“ fragte die Herzogin stolz, indem sie sich erhob.

Vor einer Stunde der Erkenntnis, die das Glück des besten, edelsten Mannes vernichten würde: daß das Streben seiner Frau in den Kampf ihres Geschlechtes hinausdrängt — nicht mehr Gemüthe fände neben ihm, in dem Mitanschauen, in der Untätigkeit —“

„Lassen Sie sich überzeugen —“ unterbrach die Herzogin sie milde.

„Durch wen, durch was könnte mir Ueberzeugung kommen,“ rief Lina, die Rechte der hohen Frau ergreifend und an die Lippen drückend, „wenn ich an der Brust des Herzogs nichts anderes fühlen konnte! — Die Qual, welche dieser Entschluß mir auferlegt, drückt mich zu Boden; doch muß ich ihn lassen. Das Bewußtsein, Recht getan zu haben, wird mich bestärken. Nach diesem Opfer, welches ich der guten Sache bringe, wird kaum

noch ein Schmerz an mich herantreten können; nach diesem unendlichen Weh, das ich jetzt erdulde.“

Sie bedeckte ihre Augen. Tränen rollten durch ihre Finger über die Hand der Herzogin.

„An meinen Bruder denken Sie nicht?“ fragte diese sehr weich.

„Mehr an ihn, als an mich,“ sagte Lina leise. „Nur ganz vergessen darf ich mich nicht in dieser Frage um mein Lebensglück. Dem Donnerausch müßte ein Erwachen folgen, darum entsage ich beizeiten. Niemand — niemand soll sagen, daß ich ihn belog — brechen wir davon ab, Ew. Hoheit —“ flüsterte sie, jäh erbleichend, „es ist über meine Kräfte mich zu rechtfertigen —“

Die Herzogin, ihren Arm um Linas Schulter legend, fragte:

„Sie glauben sich überzeugt und stark genug, diese Unterredung für ausschlaggebend zu halten? Ueberzeugt bis zur Neuelofigkeit?“

„Ja!“ sagte Lina, ihre umschleierte Augen voll erhebend. „Ich kann nicht anders fühlen.“

Die Herzogin zog sie an sich und küßte ihre Stirn.

Sie übertrug mir ein trauriges und verantwortungsreiches Amt. Viel schwerer als der Gang zu Ihnen, wird mir der Umgang zu meinem Bruder. Ich sehe ein, was er an Ihnen verliert — aber ich sehe auch ein, daß Herzen, wie das Ihrige, der großen Mehrzahl gehören. Ein Einzelnen füllte sie nicht aus.“

Sie hielt sie fest an sich gedrückt.

„Nur dies eine noch. Möchte der Erfolg Ihrer Bestrebungen Sie belohnen, und für das Opfer, welches Sie bringen, entschädigen; aber sehen Sie sich vor. Frauen sind sehr undankbar, sehr zweifel-süchtig gegen ihre Vorkämpferinnen, urteilshart bis zur Grausamkeit. Und somit Lebewohl!“

Sie trat zurück, raffte ihren Mantel vom Stuhl auf und warf ihn über die Schulter, ohne daß Lina ihr beistehen vermochte.

Und sie schloß die Thür hinter sich. —

Am folgenden Tage verließ Herzog Franz die Stadt auf unbestimmte Zeit.

16. Kapitel.

In das Glücksspielfeld des verblühenden Feuers fiel kein zündender Tannenzapfen mehr. Immer spärlicher züngelte die letzte Kraft aus den glimmenden Nesten und immer tiefere Schatten redeten sich danach über das leuchtende Teppichgewebe.

Immer tiefer.

Im Zimmerhintergrund ein winziges Kugelsämpchen. Kostbares Spielzeug mit der Leuchtkraft eines Sternes. Die Blumen in den silbernen Schalen waren davon in Schlaf und Traum gesunken. Sie duftete nicht mehr.

Still war's rings umher. Nur wenn das junge Weib im Sessel vor dem sterbenden Feuer die Hand regte, knisterte die Seide an ihrem Leibe, gleich elektrischen Funken.

Eva dachte. Immer mußte sie sich in letzter Zeit mit ihren Gedanken quälen. Wie in einem magischen Kreise drehte sie sich darin umher; unkundig des Zauberwortes, das sie daraus erlöste.

Sie fühlte ihren Lebensnerv unterbunden in diesem Hause, das ihr nicht heimlich werden konnte, und Jörn erfaßte sie gegen den Mann, welcher sein Wort nicht gehalten, sie nicht glücklich gemacht, ihr ein elendes Leben geschaffen mit allem Glanz und Prunk.

Die innewohnende Bitterkeit sonderte ihre scharfen Gifte in Evas Gemüt ab.

Wie niedere ihre eigene Unrast Helenens stolze Ruhe, mit der sie einem widrigen Geschick den Nacken beugte! Es gab zwischen ihr und Luidens Tochter keine Szenen. Der reizende Gefühlsstrom in der Brust des jungen Weibes fand in keinem Worte Widerstand. Aber wenn die fiebernde Lida verfloß und Eva sich ruhig nach Aussprache lehnte, hatte Helene auch keinen Blick der Teilnahme für die Tränen der jungen Frau.

Die letzte Glut sank in Asche. Nur das Kämpchen flimmerte noch wie ein Leuchtkäfer

zwischen den Blumenschalen hervor. Was Gedanken konnten sich nicht losringen.

Helene mußte fort. Der Wunsch war unedel, lieblos. Aber was ganze Seele schrie danach. Sie meinte, danach würde Ruhe über sie kommen. Dieselbe Ruhe, welche sie empfunden, als das Gerücht den nahen Tod des nunmehrigen Grafen Wechting ausstreute.

Da hatte sie, aufschauzend schier, Helenens Hand ergriffen und geliebt. Aber dann kam der Tag —

Die junge Frau sprang auf. Wie betäubt starrte sie auf die toten Aehrenreste. Eben war's ihr doch gewesen, als strahlte dort ein Licht- und Glanzmeer auf.

Von diesem Tage an datierte ihr unerfülltes Verlangen, Helene die Heimat zu verlassen, mit allen Mitteln. Dann aber, wenn sie das Haus verließ, wollte sie ihr nachstürzen und ihre Hände küssen, und jede Spur verlöschen.

Der Hammer in der Kaminuhr holte zum Schlage aus.

Eva zählte die Schläge. Sie zitterten ihr im Ohr. Bis ins Herz hinein glaubte sie den hellen Klang nachbeben zu fühlen.

Zu eben dieser Stunde rollte ein Wagen die Allee hinaus zum Schlosse Großminten, und der darin saß, war ein gesunder Mann, der einst unbefannte Assessor im kleinen Binnenstädtchen, dem sie die Ueberlegenheit ihrer Lebensstellung nicht mehr triumphierend, auch nicht mitleidäselnd zum Bewußtsein bringen konnte — in Nachlust und Bitterkeit.

Dem da jetzt eine Beamtenchar ehrfurchtsvoll den Einzug vorbereitet, dem hoffnungsfroh alles entgegenjauchzte nach dem sinnlosen Regiment des verstorbenen Grafen, hatte das Geschick ein hohes Los in den Schoß geschüttet. Wer unter allen Frauen und Mädchen wäre nicht bereit gewesen, dieses Los mit ihm zu teilen? Alle würden ihm Weibbrauch streuen. Wo blieb da das ersehnte, teuer erkaufte Glück, ihn an der Seite ihres Gatten gemüthlich beiseite stehen zu sehen? Wo?

Sie schrie auf vor Ungebuld und schlug die heißen Hände gegen ihr Antlitz.

Draußen sauste und brauste der Wind über die schuglose Chaussee, darauf der geschlossene Wagen des Grafen Wechting dem nunmehrigen Heim des Majoratschützen zurollte.

Die fahlen Hornstämme rüttelten ihr Gabelganz abwehrend gegen den kletternden Nebel, der höher und höher über die Wiesengründe daher geschwommen kam und seine wallenden Dünste wie ein Meer zusammenzuschlagen ließ über alles, was sein geheimnißvolles Reich durchmaß.

Gleich Mithwürmern leuchteten die Wagenlaternen aus ihren hellen Scheiben, und lautlos wie Leuchtkäfer wurden sie auch durch das Nebeldickicht fortbewegt. Nicht Radrollen noch Hufstamphen wurde hörbar. Es war, als schwebte das Gefährt wie ein Geistergeschiff unter den tropfenden Ästen vorüber.

Der darin saß, merkte nicht auf Nebel und Wind. Er träumte nicht hinaus in die wallende Ferne; die Zeit des Träumens war für ihn vorüber.

Er überdachte mit praktischer Mächtigkeit die Aufgaben, welche der nächste Morgen schon ihm übertragen werde. Daß diese Aufgaben keine leichten seien, nach der tollen und aberwitzigen Verschwendung der letzten Jahre, lag auf der Hand. Sehr wohl war er sich bewußt, daß Jahrzehnte völliger Hingabe und strenger Selbstbeschränkung erforderlich seien, die Verworrenheit der finanziellen Lage seines Erben zu klären. Auch wußte er, daß nur Unbeugsamkeit und Selbstvertrauen und nie ermüdende Tätigkeit ihn in die Rolle hineinwachsen lassen konnten, zu welcher das Schicksal ihn berufen.

Diese Vorätze allein hatten ihm das Widerstreben besiegen helfen, mit welchem er anfänglich vor jedem Aufenthalt in Großminten zurückbebt.

Am blauen Meer, in stärkenden Sonnenchein war nicht nur sein Körper geheilt sondern auch die Seele.

Er lernte einsehen, daß es etwas Höheres gab auf dieser arbeitsreichen Erde, als Zürnen und Bangen um verlorenes Glück. Er fühlte, daß nützliches Handeln der beste Teil des Lebens sei.

So trat er entschlossen aus dem Gewesenen heraus. Nicht sprunghaft, sondern aus Ueberzeugung, aus Notwendigkeit, und wieder entschlußkräftig hinein in das pulsierende Leben der Gegenwart.

Ein Abschnitt war zu Ende. Ein anderes, inhaltsreiches Kapitel begann, dessen Ueberschrift Großminten war. —

Wechting war durch Dachau gefahren, ohne Herrn von Läden benachrichtigt zu haben. Das verbindlich abgefaßte Schreiben desselben nach des Grafen Tod war von seiner Seite ebenso verbindlich erwidert worden. Dem Hofmarschall und seinen Rechten gegenüber wußte er sich nun vollkommen sicher. Wenn ihn ein Moment nicht unbehaglich ließ, so war es das Wiedersehen mit Helene nach jener zermalnenden Szene in Konstanz.

Der Wagen hielt vor dem erleuchteten Schloß. In der geöffneten Halle erwarteten die Beamten der gräflichen Güterverwaltung ihren neuen Gebieter.

Wechting, seinen Reisemantel von den Schultern werfend, trat elastischen Schrittes unter sie.

In kurzen, warm empfundenen Worten sprach er aus, was der schwerwiegende Moment ihm auf die Zunge legte. Wohl wissend, daß manchem die straffgespannten Hoffnungen und zielbewußten Hinweise, welchen er energischen Ausdruck gab, keine angenehmen Vorgefühle erweckten.

Als er allein droben war, zu vorgerückter Nachstunde, trat er nach seiner Gewohnheit noch einmal ans Fenster, einen letzten Blick ins Reich der schlafenden Natur zu tun. Der Mond war aufgegangen und durchschimmernde das schaumige Nebelweiß. Die schwarzen Stämme standen wie verfilbert unter den fallenden Schleiern und die schwankenden Gebüsch, dazwischen der Wind sein Spiel trieb, schienen Eifen im Tanze zu wirbeln.

Wechting blickte lange in das geistklare Nachtbild. Ihm wars, als läge seine Jugend in weiter Ferne begraben, und die Nebel verwischten die Spur zu ihrem Grabe, daß er sie nie, nie wiederfinden konnte. —

Im Morgemach des Herzogs, welcher ihm auf sein Ersuchen zur Audienz befohlen, traf er zum erstenmal mit dem Freiherrn zusammen.

Unzweifelhaft trug dieser neutrale Boden dazu bei, diese erste Begegnung einer nicht völlig zu unterdrückenden Spannung zu entkleiden.

Der Hofmarschall, welcher bislang nicht daran gedacht, das Seelenleben seiner Gattin zu erforschen, und in ihren Gefühlsäußerungen nur die Eigenheiten des verwöhnten Kindes sah, verfolgte viel interessantere Bestrebungen, als was Haß auf die letzten Gründe hin zu zerlegen. Am wenigsten trat ihm irgend welche eiferfüchtige Regung mit dem Erscheinen des von ihr Gehetzten nahe.

Er, der Heimliche, trat dem Neuling auf diesem Boden mit selbstbewußter Ruhe entgegen.

„Ich heiße Sie aufrichtig willkommen! Nach allem, was zwischen dieser Stunde und unserem letzten Beisammensein am Sarge Ihres Bruders liegt, dürfen wir annehmen, daß das Schicksal Sie eigens zu seinem Werkzeuge ausersehen hat, eine leider wünschenswerte Wandlung herbeizuführen. Ein neuer Beweis, wie wenig unser Wirken selbsttätig ist. Wir glauben zu schieben und werden lebiglich gehoben.“

„Sehr wahr, Czjellenz, die wunderlichste Führung der Ereignisse gibt in der That zu denken. Wir vollkommen genug, um vorwärts zu sehen.“ Lücken reichte ihm die Hand. Er verstand und war verstanden worden. Die Situation klärte sich völlig.

Als Richard Wechting die Hand dieses Mannes berührte, den er monatelang mit fieberhaften Haß und Reid verfolgt, den aus den Reihen der

Lebenden zu scheidern, ihm die höchste Lebenslust gedünkt, tat er, über seine Seelenruhe staunend, einen tiefen Atemzug der Befriedigung. Aber noch mißtraute er sich selbst. Selbsttäuschung und Bravade lagen nahe. — So schärfte er sich ein, daß diese nämlliche Hand Eva umschlungen gehalten, ihr Blondbaupt geliebt. Und wie sein Puls noch nicht schneller zuckte, schärfte er sich ein, daß dieser Mann sein Eigen nannte, was für ihn einst den Begriff der Seligkeit umschloß.

Auch jetzt wallte sein Blut nicht auf. Liebe und Haß waren tot.

„Wenn ich,“ fuhr der Freiherr fort, seinerseits den jungen Mann auf die eminenten geistigen und körperlichen Veränderungen prüfend, welche diese letzte Zeit an ihm bewirkt, „wenn ich offen sein soll, so muß ich bekennen, daß Kolemans Tod in vielen Beziehungen kein Unglück zu nennen war. Er befand sich auf dem besten Wege, komplett verübt zu werden. Es war vorauszuwischen, daß man ihn dereinst unter Kuratel hätte stellen müssen.“

Den vorwurfschweren Blick Wechtings richtig deutend, fuhr er nicht ohne Vertraulichkeit fort:

„Helene kannte ihre Pflicht; sie versteht, Opfer zu bringen. Ihr Einfluß wäre groß gewesen, aber nicht groß genug, fürchte ich, auf einen angehenden Narren. Daß Sie die indische Schürle augenblicklich wieder anziehen ließen, gab mir von vornherein die beste Meinung von Ihrer praktischen Veranlagung.“

Wechting, dieses ihm unleidlich gewordene Gespräch abbrechend, fragte, ob er im Laufe des Tages die Ehre haben könne, den Damen des Freiherrn seine Aufwartung zu machen.

„Ich hoffe,“ entgegnete der Hofmarschall mit angenehmer Verbindlichkeit, „daß ich auf guten Willen rechnen darf, in meiner Familie heimlich zu werden. Auch darin sind Sie ein Nachfolger Kolemans.“

Wechting verneigte sich. —

Nach angestrengter und ermüdender Besuchs- fahrt erlitt er endlich auch die Treppe, über welche Helene damals in empörter Hast zu ihm nach Konstanz gekitt war.

Der Diener führte ihn in den Salon, wo eine schwarzgekleidete Frauengestalt am Fenster lehnte.

„Lena!“

Er elkte ihr entgegen nahm ihre Hand und blickte prüfend in ihre klaren, blaugrauen Augen. „Ich schrieb an dich nicht — nicht, weil du es mir verboten hattest, die Sache war aus der Welt geschafft — sondern weil ich nicht fähig war — weder zu einem aufrichtigen Glückwunsch, noch zu einem aufrichtigen Bedauern.“

„Du bist wieder wohl auf?“ fragte sie ruhig. „Ganz wohl auf? Das freut mich.“

„Warum sollte der Stamm nicht fortleben, nachdem alles unnütze Rankenwerk davon geschnitten ist? Im Anfang mag er sich wohl etwas fahl fühlen, sehr fahl vielleicht.“

„Aber er behalte seine Karte nun für sich.“ „Zweifellos.“ Er drückte ihre Finger an seine Lippen. „Wie steht's mit dir? Du bist bleicher geworden.“

„Wir wollen von dir sprechen,“ sagte sie, ihre Hand befreiend. „Du bist sehr verändert. Man könnte beinahe zweifeln, ob du derselbe bist.“

Er fiel ihr warm ins Wort.

„Ich werde immer und allzeit dein treuer, dankbarer Freund sein und bleiben. Wenn für nichts anderes, so für die Stunde in Konstanz.“

Sie schaute vor sich nieder.

„Wird Frau von Läden sich hier einfinden?“ Die Baroness maß ihn forschend.

„Bist du in der That so ruhig? Oder glaubst du's nur zu sein?“

„Fühle!“ sagte er und legte ihre Rechte leicht an sein Herz. „Von Tempo rubato ist nichts zu spüren.“

„Wie kam dir diese Ruhe?“ fragte sie, flüchtig lächelnd.

„Im Angesicht des Todes nicht. Da hoffte ich, im Gegenteil, meine Träume von Liebe und Saß ausspinnen zu können bis in Ewigkeit. Es lag eine dabolische, wahnsinnige Wollust in dieser Vorstellung.“

„Wie also?“
„Als ich ein sah, daß es keine andere Heilung der Wunden gibt, die uns das Leben schlägt, als daß wir ihm mit den frischblutenden aufs neue in die Arme stürzen — da!“

„Wenn ich dir das in Konstanz gesagt haben würde —“

„Hätte ich gelacht!“
„Und doch —“ Sie wandte ihr Antlitz von ihm. „Wer von uns beiden war damals der Belastenswerteste?“

„Du —“ sagte er warm, „und bist es noch!“
Er konnte es nicht verhindern, daß seine Gedanken Worte fanden. Er wollte es auch nicht.

„Um dich ist's unmöglich schade, Lena. Eure vorgreifende Familienpekulation hat sich schwer an dir verhängt. Zum Diebe ist sie an dir geworden. Weil sie's dir unmöglich gemacht, dein Herz kennen zu lernen, ist's verdorrt; so daß dir nie ein Verständnis für deine schönsten Rechte aufgehen konnte. Und gerade könnte ich mir denken, daß — ohne diese Verlobungs-Spielerei — du einem Reichthum tiefer Gefühle hättest besitzen können.“

Sie erröthete tief.

„Das soll um Gottes Willen kein Vorwurf für dich sein.“ fuhr er rasch fort, ihre Hand drückend. „Man kann ja im allgemeinen beglücken, ohne einen Einzelnen im Auge zu haben. Ich bin in demselben Fall. Auch mein Herz steht der Allgemeinheit weit offen, seit es fremde Not lebhafter fühlen lernte, als die eigene. Du glaubst nicht, wie ich das Beste fördern möchte. Mich mit in die Breiche werfen vor dem drohenden Ungethüm der Umsturzdämonen, denen zuliebe, die unfähig sind, sich besser zu beraten. Ach, was sollen Worte! Taten müssen sprechen!“

„So gehen wir denselben Weg,“ sagte Helene mit bestimmender Wärme des Tones. „Ich bin entschlossen, in den Beruf der Johannerinnen einzutreten.“

„Du!“
Er sah auf ihr blondes Haar, das eher bestimmt schien, einen Brillantenreiß zu tragen, als die weiße Schwesternhaube.

„Wie kommt dir dieser Gedanke? Doch nicht um Kolemans Tod? Es ist lächerlich, davon zu reden. Wo ist dein Ehrgeiz? Dein Stolz? — Und die Einwilligung deines Vaters? Du hast sie nicht! Kannst sie nicht haben!“
„Noch nicht —“ sagte sie langsam. „Aber er wird sich bald überzeugen haben. Ich lasse mich nicht ein zweites Mal verhandeln.“

Wechting ergriff abermals ihre Hand.

„Ich bin der Urheber. Leugne nicht. Ohne mich wäre Eva Solden nie in dieses Haus gekommen, wäre sie nie in die Lage veretzt, dich daraus zu vertreiben. — Allerdings,“ fuhr er rascher fort, „sehe ich nicht ein, wie dir zu helfen ist, wenn du dich ohne Neigung nicht mehr verschonen willst, und doch nicht Liebe fühlen kannst. — Trotzdem bringst du das Opfer ohne innere Ueberzeugung, und so wirst du auch keine innere Befriedigung dabei finden. Gib acht.“

„Alles eher, als hier im Wege stehen!“ sagte sie mit einem Anflug von Bitterkeit.

Der Seidenvorhang rauschte zur Seite.

Herr von Büden trat ein, allein.

„Verzeihen Sie die Verzögerung. Ein tüchtiges Unwohlsein, das sich ganz plötzlich einstellte, verlagte es meiner Frau. Sie willkommen zu heißen, für heute. Ihr Bedauern ist das lebhafteste.“

Wechting verneigte sich. Ihm mochte in diesem Moment nichts Lieberes geliheden, als daß die Frau fern blieb, um die Helene litt.

„Ich werde die Ehre später haben.“ —

Der Freiherr hatte nicht die Unwahrheit gesagt.

(Fortsetzung folgt.)

Der Weg zweier Menschen.

Roman aus dem modernen Leben von Elisabeth Wendon.

(11. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Richard Laßdorf trat wieder ins Haus. Er wollte sich an den Schreibtisch setzen, um zu arbeiten. Aber da sah er sie, wie sie durch diese Räume gegangen war mit ihren ruhigen, sicheren Bewegungen, als wären ihr diese Zimmer altgewohnt, vertraut. Wie sie dagelesen hatte in dem hochlehnigen, geschnitzten Stuhl, ein wenig nachlässig, die elegante Figur zurückgelehnt, und auch klugen, grauen Augen zu ihm herübergeblidht hatte! Wie ihr rotbraunes Haar sich leuchtend abgehoben hatte von der dunklen Holzfarbe! Als gehöre sie da hinein und nirgends anders, so hatte sie dagelesen. Er sah sie so deutlich, daß er vor seiner eigenen, sonst so ruhigen Phantasie erschraf. Wie sie befangen geworden war und den Blick abgewandt hatte, als er irgend etwas sagte, — was war's denn noch? — Diese augenblickliche, ratlose Verwirrung bei aller ruhigen, gewandten Sicherheit. — Er warf die Feder hin. Sein Herz pochte ungestüm.

Wandern, immer Wandern.

Tiefe Stille herrscht im Walde,
Leise raschelt welkes Laub —

Warte Wandrer, balde, balde
Sinkst auch du dahin in Staub.

Wandern, Wandern ist das Leben;
Wandrer, nütz' den Augenblick,
Kurze Frist ist Dir gegeben,
Vorwärts geh't's nur, nie zurück!

Karl Erich Brachwitz

Da lag ein Buch, eine Reisebeschreibung. Er hatte ihr davon erzählt und es ihr leihen wollen. Sie hatte es vergessen. Leise strich seine Hand darüber hin.

Wenn er es ihr heute abend noch brächte? —
— Warum denn nicht? —

Er trat ans Fenster. Und wieder suchte er sich selbst einzureden, daß er ungeheuer gern noch einen Spazierritt machte, weil der Abend so schön war, und er doch noch notwendig nach dem Weizen an der Grenze sehen müsse. Da konnte er ja gleich die halbe Stunde weiter reiten.

Er steckte das Buch zu sich und ließ sein Pferd faheln . . .

Bei Ringard erschien das Dienstmädchen der Pastorin. Herr v. Laßdorf sei da und bitte sie, nur einen Augenblick zu seiner Tante zu kommen. Er hätte ihr noch etwas zu geben.

Sie stand apathisch auf und ging hinunter. Im Wohnzimmer der Pastorin war Licht, aber Laßdorf allein.

Die alte Pastorin, von dem ungewohnten Ausflug ermüdet, war schon im Begriff gewesen, sich niederzuliegen, und vervollständigte nebenan ihre Toilette.

Bei Ringards Eintritt wurde Laßdorf tödlich verlegen.

Er drehte das Buch in der Hand wie einen Rettungsanker. „Ich wollte Ihnen dies noch bringen,“ stammelte er, „Sie hatten es vergessen.“
„D' dankt!“ Ihre Stimme hatte die seltsame Klanglosigkeit eines Menschen, der lange geweint hat. „Es ist sehr freundlich, daß Sie deswegen noch kommen.“

Der Schein der Lampe fiel auf ihr Gesicht. „Sie haben geweint. Warum?“ fragte er plötzlich.

Sie trat unwillkürlich ein paar Schritte zurück und stand, an die Wand gelehnt, die Hände ineinander geschlungen, die Augen gesenkt.

„Warum?“ fragte er noch einmal, und es lag ein Ton so mühsam zurückgedämmter Leidenschaft in dem Wort, daß sie zusammenstürzte.

„Ich weiß nicht,“ murmelte sie wie geistesabwesend und rang die Hände, als kosteten die Worte sie Mühe. „Ich glaube, ich bin so allein —“

Nie in seinem Leben hatte ihn etwas so erschüttert, wie dies kurze, halb unbewußte, wie im Traum gestammelte Geständnis . . .

Er faßte ihre beiden Hände. „Ich bin auch allein, wollen wir beiden Einsamen zusammenbleiben?“

Sie hörte seine Stimme wie aus weiter, weiter Ferne. Sie sah auf, sah seine kräftige Gestalt, sein gutes Gesicht, seine feuchten Augen.

Und dann war es, als wenn ein Krampf, der monatelang alles in ihr zusammengepreßt, sich plötzlich in süße Schwäche löste.

Auffschluchzend warf sie sich an seine Brust. —

Als die Pastorin fünf Minuten später ins Zimmer trat, fand sie zwei Verlobte.

Tante Josephine, mit der schon seit längerer Zeit eine Art brieflicher Verlobung zustande gekommen war, wurde gebeten, die Verlobung zu veröffentlichen. Ringard war auf den Wunsch ihres Bräutigams zur Pastorin hinuntergezogen. Hier bei der Tante sollte sie wohnen bis zur Hochzeit.

Laßdorf hatte auch gewünscht, daß seine Braut sofort die Schule aufgeben sollte. Aber hier stieß er auf Widerstand. Bis zum Herbst wollte sie den Unterricht fortführen. Mitten im Halbjahr plötzlich ein Ende machen, dazu konnte sie sich nicht entschließen. Ihr Verlobter war ganz gerührt über ihre Pflichttreue und gab nach. Die Hochzeit sollte im November sein.

Ringard war glücklich. Sie war immer in glücklicher, gehobener Stimmung, wenn ein bestimmtes Ereignis in ihr Leben eingetreten war, welcher Art es auch sein mochte. Unsicherheit und Warten, das konnte sie nicht ertragen, aber jeder entscheidende Wurf des Schicksals fand sie ruhig entschlossen und fröhlich. Das wundervolle Gefühl der Lebenssicherheit gab ihr plötzlich neue Kräfte. Ihre Nervosität schien plötzlich wie verschwunden.

Er überschüttete sie damit mit Geschenken, daß es ihr unangenehm war und sie sich zuweilen fast zwingen mußte, ihm Freude zu zeigen. Sie hatte wohl das Beschenktwerden verlernt. Sie mußte es erst mühsam wieder lernen. Und auch das andere, das Verhäßlichkeit, das Verzogenwerden. Daß sich jemand angelegentlich um sie kümmerte, um alle Kleinigkeiten ihres Lebens, das tat ihr wohl, es war schön! Aber es konnte sie zuzeiten benahe ungeduldig machen.

Sie war es eben nicht mehr gewohnt. Auch daß jemand ihre Angelegenheiten einer Kritik unterzog und vieles nicht richtig fand, was sie tat, und über diese Kleinigkeit lange reden konnte, das war ihr neu, es ärgerte und reizte sie zuweilen.

Merkwürdig! Jetzt kümmerte Laßdorf sich so angelegentlich um Ringard und früher hatte er gar kein Interesse für ihr Leben gezeigt. Aber jetzt war sie eben auch etwas, das zu ihm gehörte, ein Stück von ihm selbst . . . Ein merkwürdiges Gefühl war das.

Er war sehr verliebt. Es gab zahllose Momente, wo sein Temperament auffrakte und er überirrend zärtlich sein konnte, viel zärt-

licher, als sich eigentlich seiner Ansicht nach für einen besonnenen, reifen Mann schickte. Plötzlich bejaht er sich dann auf seine Würde und wurde wieder gemessen und steif. Es war oft zu komisch, ihn zu beobachten. Im stillen mußte sie ihn manchmal auslachen, den guten Richard!

Wie er sie auf ein Piedestal stellte. Tausend Dinge, die er bei anderen billigte, fand er für sie nicht passend.

„Lieber Schatz,“ sagte sie einmal lachend zu ihm, „Du vergißt ganz, daß das Leben mich keineswegs in Baumwolle gewickelt und in einen Glaschrank gestellt hat, wie Du es jetzt möchtest. Ich habe mich tüchtig in der Welt herumgeschlagen, für mein tägliches Brot sorgen müssen und oft hatte ich es faum.“

Er war ganz bestürzt: „Ach, Du übertriebst —“

„Ich glaube nicht, Richard. Ich habe oft mit Sorgen zu kämpfen gehabt. So glücklich wie Du war ich nicht!“

Er sah eine Weile vor sich hin, dann sagte er gerührt und zärtlich: „Ich wollte, ich hätte Dich damals schon gekannt!“

Sie lachte fröhlich und gab ihm einen Kuß.

Nicht immer endete ihre Unterhaltung so friedlich. Oft gab es Mißstimmungen unter ihnen, Reibereien, die manchen Schatten über ihr Zusammensein warfen. Zuweilen schien es fast, als seien sie sich ferner gerückt als seit dem Anfang ihrer Bekanntschaft. . . . Einmal kamen sie auf ihre Studienzeit in Berlin zu sprechen.

„Unverantwortlich war es eigentlich von Deinen Verwandten, Dich so allein und schutzlos in der großen Stadt zu lassen,“ meinte er. „Eine schauerhafte Zeit muß das für Dich gewesen sein, mein armes Kind!“

„Aber nein — im Gegenteil! Nett war es!“ versicherte Irngard eifrig. „Das heißt, nicht nett waren die ewigen Geldnöte und noch viel weniger nett war es später, als ich anfang, einzufehen, daß es doch nichts mit meinem Malen war. Aber sonst — o, Richard, ich bin oft so glücklich gewesen!“

Er sah sie ganz erstaunt an und schüttelte den Kopf. „Das begreife ich nicht!“

„Das begreift Du nicht? Ich bitte Dich, wenn man Arbeit, Freiheit und viele gute Freunde hat, dann muß man doch glücklich sein! Ach, zu nett war es manchmal! Wenn wir so um die Dämmerstunde bei Grete zusammentrafen, Sonja und ich —“

„Ach, Sonja! Das war ja wohl dies entsetzliche Mannweib, das Dich hier besuchte? Ich begreife gar nicht, daß Du Dich mit der befreundeten konntest! Irngard, den Gefallen tuft Du mir — den Verkehr brichst Du in Zukunft ab!“ —

Irngards Lippen zuckten. „Sonja wird selber nicht mehr viel nach mir fragen. Es ist auch schwer, mit ihr auszukommen, denn sie hat große Eigentümlichkeiten. Aber ihr Herz ist gut, wirklich, Richard.“

„Ein entsetzliches Wesen!“ wiederholte er mit gelindem Schauer.

Sie mußte lachen. „Ja, für Dich ist das nichts! — Aber lustig waren wir manchmal zusammen, das kannst Du glauben! Sonntagabend waren wir immer bei Grete eingeladen zu Bier und Butterbrot. Immer waren ein paar Bekannte da, meistens Maler, und manchmal räumten wir auch den Teppich fort und tanzten ein bißchen. Einen Walzer konnte Grete geläufig spielen, danach tanzten wir oft den ganzen Abend.“

„Wie alt war diese Grete denn?“ fragte er unangenehm berührt.

„So Mitte der Dreißig. Ist das für eure Begriffe zu jung zur Anstandsfrage? Bei uns nahm man das nicht so genau.“

„Ihr wart wohl sehr vergnügt zusammen?“ Er sprach etwas gehesit.

„So recht kameradschaftlich lustig, ja!“ Sie wurde ganz ungerührt und beinahe übermütig bei all den Erinnerungen. „Manchmal machte Herr Karlson — er war Journalist und ein besonderer Freund von mir — seine famosen Taschenspielerkunststücke, oder unsere kleine Opernjägerin Mila Gerlach sang uns etwas Lustiges vor. Nein, es war zu komisch!“

„Eine Opernjägerin?“

„Ja. Ach, die gute, kleine Mila! Gelacht haben wir manchmal! Himmel, ich glaube, man lacht nirgends in der ganzen Welt wieder so, wie wir in Gretes Atelier lachten! Manchmal machten wir uns auch einen Spaß und gingen alle zusammen ins Deutsche oder Lessing-Theater. Galerie natürlich.“

„Galerie?“ Er war entsetzt.

„Ja, denkst Du denn, unser Geld hätte zu einer Loge gereicht?“

„Gräßlich!“ Es kam ihm aus tiefster Brust.

„Was ist gräßlich?“ fuhr sie ein wenig heftig auf.

„Nun, Du auf der Galerie zwischen Journalisten, Opernjägerinnen, Malern und solchem Volk! Ein gräßlicher Gedanke!“

Sie lächelte. „Du sprichst, als wenn das Zigeuner wären. Aber es waren sehr nette, gebildete Herren, natürlich etwas freier als ihr — aber durchaus Gentlemen.“ Sie sprang auf. „Warte, ich muß Dir die Bilder zeigen!“

„Was für Bilder?“

„Von Karlson und Maler Schröder habe ich Photographien. Hier sind sie, hast Du sie nie gesehen?“

Sie hatte aus dem Photographienhalter an der Wand zwei Bilder genommen. Er warf einen Blick darauf. Das eine war Schröder mit seiner gewaltigen, fast erschreckend wilden Haarmähne, das andere Karlson mit genial flatterndem Schiffs und sehr tiefen Augen. . . .

Stirnrunzelnd legte er die Bilder nieder. „Es ist mir unangenehm, daß Du diese Bilder hast,“ sagte er stirnrunzelnd.

Sie lächelte. „Aber warum denn?“

„Es ist mir ein unangenehmer Gedanke. Als alleinstehendes junges Mädchen hast Du diese Bekanntschaften gemacht, also doch unter sehr eigenartigen Verhältnissen. Außerdem kenne ich diese Herren gar nicht, kein Mensch weiß von ihnen — welcher Art sie sind —“

Sie wusch den Kopf zurück, und ihre Augen blitzten. „Ich bin alt genug, um meine Bekanntschaften selber zu machen und dafür einzustehen.“

„Jedenfalls möchte ich nicht, daß Du die Bilder öffentlich im Zimmer hast,“ fuhr er bestimmter fort, „sie sind doch äußerst — künstlermäßig und könnten zu Mißdeutungen Anlaß geben.“

Sie schüttelte sehr energisch den Kopf. „Das verstehe ich nicht. Die Bilder von meinen guten, alten Freunden in die hinterste Ecke meiner Schublade verstecken, gerade als wäre es etwas, das ich verheimlichen müßte. Und nur, weil vielleicht eine alte Tante die Nase darüber rümpfen könnte.“

„Ich wünsche es.“ Seine Stimme klang etwas gereizt. „Dein eigenes Gefühl muß Dir doch sagen, daß es einfach nicht passend ist, wenn Du als meine Braut Bilder von äußerst genial aussehenden Herren in Deinem Zimmer hast, die mir — ich muß es noch einmal sagen, — unbekannt sind!“

„Soll ich die Photographien nicht gleich verbrennen?“ fragte sie spöttisch. „Das wäre Dir das Liebste, nicht wahr?“

Billigste Seandonselle für Cigarren. Table with 3 Wg.-Cigarren, 100 Stück, 2.30, 2.35, 2.40. Er neuere illustrierte Preislisten wird Nebem auf Wunsch gratis zugeandt.

Wenn wir Sie sprechen könnten. Lehmann & Assmy, Spremberg L. 71. Grösste u. älteste Tuchfabrik Deutschlands dies. Art.

Dieses gehört der Hausfrau! Schlesiische Reinleinen und Haus-Leinen. Brodkorb & Drescher. Gebirgs-Leinen-Handweberei, Landeshut i. Schl. No. 80.

Scherz-, Jux- u. Vexier-Artikel. Komische Vorträge, Feuerwerk. Erb. Frisch, München 110, Bayern. Stottern! Ueber dauernde Besetzung gibt kostenlose Auskunft.

Solidaria Fahrräder. Das beste Rad der Gegenwart. Oel-Regenrock. Die weltberühmte echte Dr. Schöpfer's. Hienfong-Essen.

Für die Katze — was nicht echt. Beachten Sie diesen Wahrspruch und füttern Sie daher Ihre Schweinen nur die allein echte Marke B. d. i. M. Brockmanns Marke B. mit dem Zweg, das Original-Futterkalk-Präparat von Welt.

Stoffe

vorzüglich in Qualität, große Partien zu enorm billigen Ausnahmepreisen:
 3 Meter Triumph-Bukatin für 6 M.
 85 Pf., 3 Meter Lord-Cheviot für 7 M.
 20 Pf., 3 Meter Salon-Kammgarn für
 14 M. 40 Pf., 6 Meter Damoentuch für
 3 M. 90 Pf., 6 Meter Damen-Sporttweed
 für 4 M. 20 Pf., 6 Meter wollener
 Damen-Cheviot für 5 M. 85 Pf., 20 Meter
 prima weißes Hemdentuch für 6 M. 90 Pf.
 Prachtvolle Auswahl, jeder Vergleich
 überrascht! Verlangen Sie Muster
 portofrei ohne Kaufzwang.
Tuchausstellung Augsburg 93.
 Wimpheimer & Cie.

Hygienische

Bedarfsartikel, Neuest. Katalog
 in Empfehlung vieler Aerzte u. Prof. grat. u. fr.
 E. Unger, Gummirandfabrik
 Berlin NW, Friedrichstraße 91/92.

Ewig Jung fühlt sich, wer regelmäßig **Weber's Tee** trinkt! Karten 1 Mark in Apoth. u. Drog. zu haben. Von 3 Mark an franko. Adolph Weber, Teichwerk Dresden-Kadebeul No. 59. **A. & E. WEBER**

Sächs. Musikinstrumenten-Manufaktur Schuster & Co
 Markneukirchen No. 302.
 Fabrikation direkter Versand.
 Musikinstrumente Hauptkatalog postfr.

SÄMTLICHE TEILE
 des Dürkopp Fahrrades
 sind von hervorragender
 Akkuratez.

Dürkopp

DÜRKOPP & Co. A.-G. Bielefeld

Hienfong-Essenz, *erra Part.* für Biberzucker (gar. mit Weingeist bereitet), verfl. 1 Dg. 2,50 Mk., wenn 80 St. 6. — *DR. totenfrei überallhin.* Labor. E. Walther, Halle a. S., Stephanstr. 12.

Bessere Akkordeons!
Wilhelm Lanka,
 Gera Rousa No. 25.
 Harmonikafabrik.
 Preisliste umsonst und portofrei.
 Akkordeons schon von Mk. 1,50 an.

Die weltberühmte echte Gündel's
Hienfong-Essenz
 verfl. 1 Dg. 2,50 (30 St. 6. — totenfrei)
 Dr. Schöberl 1,50 Mark Botten billiger.
J. M. Gündel,
 f. d. t. Königs (Chüringen).
 Größter Bestand am Plage.

Lichtenheldt's ächte

Hingfong Essenz mit dem „Licht“
 unübertroffen 1000 000 fach bewährtes Hausmittel
 erhalten Sie in den meisten Apotheken pr. Flasche 750 Pf.
 an gros. pr. Dtz. M. 3,50, nur bei 2% Dtz. frei u. incl. zu M. 900 p. Nachh.
Laboratorium Lichtenheldt
 Meuselbach 68 (Thüringer Wald)
 achten Sie aber auf die Schutzmarke
 „Licht“ und verlangen Sie nur
Lichtenheldt's ächte

Für Sammler!

100 Lichtdruck-Postkarten
 in feinsten Ausführung
 verschiedener Ansichten franko Mk. 1,20
 gegen Einsendung des Betrages in Marken.
Wilhelm Greve, Postkarten-Verlag
 20 BERLIN SW., Ritter-Strasse 50.

ANZEIGEN

haben in diesem Blatt weite Verbreitung

Für 48 Mark

verleihe ich eine hochleucante, hoch-
 arartige Familien- & Räumlichte
 (System Einzig) zum Bistricat, mit
 allen Neuerungen ausgestattet, inkl.
 hochsein vollstem Kasten und sämtlichem
 Zubehör. Viele Niereneinungen.
 5 Jahre Garantie.
K. Hönninger
 Erfurt 298, Radowitzstr. 47.
 Illustrierter Katalog gratis und franco.

1000 Mk.

bar Preise (500, 300, 200 Mk.)
 für neue praktische und neuartige
Erfindungen
 Erfindungsreisen gratis und franco
 J. S. G. Berlin SW 48 00.

Clichés

in Autotype und Strich-
 zugsfertigkeit
Wilhelm Greve, Berlin SW.

Umsonst
 versende mein
 reichhaltigen Katalog
 über mod. Sprecht
 Apparate für Fa-
 milien, Gastwirte
 Automaten, Spielösen, Zithern, Harmonik.,
 Violinen, Musikspielwaren etc. Nur tadello-
 se erstklass. Ware zu bill. Preisen. Platten
 25cm doppelst. v. 1,50 M. an. Günt. Uta-
 tausch abgespielt. Platten u. Walzen. Repa-
 raturen prompt u. bill. 1000 echte Fürsten-
 medaillen nur 1,50 M. Auf Wunsch Zahnp-
 erleichterung ohne Aufschlag. Kein Risiko,
 nicht Gefallende wird bereitwillig umge-
 tauscht. Zahlreiche Anerkennungen.
**H. Schwenke, Dresden 16, Ziegel-
 str. 55.**

Hamburger Kaffee

roh und geröstet.
 Verlangen Sie Preisliste.
Willi Nimmergut
 Hamburg 27.

Yoghurt

wurde v. Prof. Metschnikoff eingeführt
 „ Dr. Reinhardt, sehr gelobt,
 „ Autoritäten warm empfohlen
 als das Lebenselixier der Zukunft,
 „ Bakterien leben in ihm weiter,
 „ töten die schädl. Darmmikroben,
 „ beheben die Darmfäulnis,
 „ verhindern die Selbstvergiftung;
 beugt Magen- u. Darmkatarrh,
 „ Verstopfung u. Migräne,
 „ Leber-, Gallen- u. Nierenleiden,
 „ Furunkel u. Hautausschläge;
 verhilft vorzeitig Altersgebrechen;
 „ das Runzligwerden der Haut,
 „ Ergrauen der Haare,
 „ die Verkalkung der Arterien;
 ist wohlschmeckend und nahrhaft.
 Man verlange gratis Prospekte,
Kompl. Yogh.-Brut-Apparat
 inkl. Thermom. u. Mayofirmpulv. für
 1 Monat f. 1/2 Ltr. tägl. 13. — f. 1 Ltr.
 22,50 Mk. Port. u. Verp. 0,90 u. 1,10 Extr.
Yoghurtmilch-Ersatz
 Mayofirm (Yoghurt) Malz 1,50 u. 2,75 M.
 — Tabletten 2. — u. 3,50 p.
 Bezüg. direkt od. S. Apoth. u. Droger.
Dr. Löloff & Dr. Mayer
 Patente Breslau Präm. gold.
 amgebeil. Meßalle.
 Molkereien erh. Yogh.-Konzession.

Kranke Männer

verlangen gratis und franko den nützlichen Prospekt Nr. 19 vom
 Verlag Silvana, Genf (Schweiz).

SOCIÉTÉ VITICOLE FRANCO-ALLEMANDE
 Import
 französischer Weine

Als besonders preiswert empfehlen wir:

Französischer Rotwein per Liter	Mk. 0,75
Moselwein „ „ „	0,85
Portwein (spanisch) „ „ „	1,25

in Korbflaschen von 5 und 10 Liter Inhalt

ferner:

Bordeaux-Weine	
Château Bernard Bourg per Fl.	Mk. 1,20
St. Emilion Montagne „ „ „	1,00
Médoc St. Julien „ „ „	0,80
Mosel-Weine	
Öbermoseler „ „ „	0,80
Lieserer „ „ „	1,00
„ Rosenberg „ „ „	1,20
Portwein (span.) „ „ „	1,00
Kognak (fin)*** „ „ „	2,50
„ ** „ „ „	2,00
„ * „ „ „	1,50
Jamaika-Rum I „ „ „	2,60
„ -Verschnitt „ „ „	1,50

— 5 Liter oder 10 Fl. Gross Berlin franko Haus. —

Société viticole franco allemande m. b. H.
 Fernsprecher: Amt IV, 9862, u. 1671. **SW., Ritterstr. 50.** Amt IV, 9862, u. 1671.

Brillanten, Juwelen und Goldwaren für Jedermann

Man erhält umsonst und portofrei unseren Katalog mit über 2000 Abbildungen v. Taschenrechnern, Wanduhren und Weckern, Ketten, Schmucksachen aller Art, Photograph. Apparate, — Geschenke Artikel f. den praktischen Gebrauch und Luxus, Sprechmaschinen, u. Musikinstrumente, Nähmaschinen, und gerahmte Bilder usw.

Wir liefern auf

Teilzahlung

Der Besteller bekommt sofort die Ware, die er wünscht, und die Bezahlung geschieht in monatlichen Raten.

Wer einmal so gekauft hat, macht es stets wieder so. Siehe folgenden beglaubigten Bericht des öffentlich angestellten beidseitigen Bücher-Revisors und Sachverständigen **F. GORSKI** in Berlin:

Ich bescheinige hierdurch, dass von 1000 (tausend) bei der Firma Jonass & Co., G. m. b. H., Berlin, nacheinander eingegangenen Aufträgen 974 von Käufern herrühren, welche bereits früher von der Firma Waren bezogen hatten; ich habe mich hieron durch Prüfung der Bücher und Belege überzeugt. **F. GORSKI**, beidseitiger Bücherrevisor u. Sachverst.

Tausende beglaubigte Anerkennungen. Hunderttausende Kunden.

Jährlicher Versand über 25 000 Uhren. Zusend. des Katalogs umsonst u. portofrei.

Jonass & Co., Berlin SW. 214
 Belle-Alliance-Strasse 3
 Vertrags-Lieferanten vieler Vereine.

Gegründet 1889

Verantwortlich für die Redaktion, Geschäftsliches und Anzeigen: Fritz Eißholz, Nizdorf. — Verlag: Preussische Verlagsgesellschaft G. m. b. H., Berlin SW. 68. — Rotationsdruck: Preussische Buchdruckerei G. m. b. H., Berlin SW. 68.